

Bezugs-Preis
Für alle und Gesellschaften 2,50 M.
Für die Post bezogen 3 M. für halbes
Stück. Die Postgebühren
erhöhen sich dementsprechend.

Sächsische Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die häufigere Zeit-Gebühren
haben Raum für alle und Reg.-Bez.
Veränderungen von 15 bis 20 M.
Reclamen am Schluss des
Jahres die Seite 40 M.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Donnerstag 23. Juli 1896.

Druckerei Bureau
Halle a. S., Leipzigerstraße 97.

Einfuhr- und Ausfuhr-Länder der Kartoffel.

Deutschland ist ein Kartoffelbauendes Land; sein Boden eignet sich für die wenig andern Staaten zum Anbau dieser Frucht, welche sich so schwer eines Eingangs verschaffen konnte und jetzt unentbehrlich ist. Umfomehr muß der Handel in Erfahrung sein, den man seit 1880 verfolgen kann. Damals war Deutschland noch ein Kartoffelexportland, während es jetzt nur zu den Kartoffelhandelsländern zählt, der zwar bedeutende Mengen ausführt (1895: 1.226.650 D.-Z.), aber noch mehr einführt (1895: 1.323.441 D.-Z.). Im Jahre 1880 führte Deutschland ein 30.981 Td. Kartoffeln im Werte von 1,5 Mill. Mark; und exportierte 578.951 Td. im Werte von 52,1 Mill. Mark; 15 Jahre später, nach 1895 die Einfuhr auf 132.344 Tonnen im Werte von 4,1 Mill. Mark (1891: 226.716 Td. und 14,1 Mill. M.) anwachsen zu lassen, während die Ausfuhr auf 122.695 Td. im Werte von 5,5 Mill. M. fiel (1883: 50.115 Td. und 2,4 Mill. M.). Österreich-Ungarn ist ein Kartoffelexportland; 1877 noch wurden in das österreichisch-ungarische Folgegebiet 110.233 D.-Z. Kartoffeln eingeführt und 79.073 D.-Z. ausgeführt. 1895 hat sich das Blatt gewendet: es wurden 218.018 D.-Z. importiert, aber auch 332.550 D.-Z. exportiert, also genau die gegenseitige Entwidlung wie in Deutschland. Ein hervorragendes Kartoffelproduktionsland ist Frankreich, dessen Einfuhr nur 400.000 D.-Z. beträgt, während die Ausfuhr mehr als 1 Mill. D.-Z. mehr ausmacht. Frankreich exportiert nach England, Belgien, Ägypten, Brasilien; die Gesamtsumme seiner Exporte beträgt 11 Mill. Franken. Italien verkauft seine Kartoffeln als Kartoffel ausführendes Land seinen Nachbarländern, die ausschließlich gerade in der Zeit genöthigt sind, wo die alten Kartoffeln in Deutschland anfangen, knapp und schlecht zu werden. 1894 wurden 242.710 Doppel-Centner im Werte von fast 2 Mill. Lire namentlich nach Deutschland, Österreich und der Schweiz ausgeführt. Die Niederlande und Belgien sind rege am internationalen Kartoffelhandel in der Richtung mächtigen Ausfuhrüberschusses theilhaft, die Niederlande importierten 1894: 437.320 D.-Z. und exportierten 680.833 D.-Z., Belgien führte 503.310 Doppel-Centner ein und setzte aus 266.186 834.108 Doppel-Centner aus. Großbritannien ist aber ein Kartoffelimportland; 1895 führte es fast 1 Mill. D.-Z. ein, und zwar zumeist von Frankreich und Deutschland, und veranlagte dafür 11,7 Mill. Gulden. Die Schweiz ist mit 294.078 D.-Z. Einfuhr 1894 im Werte von 1,4 Mill. Franken gleichfalls Kartoffelimportland. Der internationale Kartoffelhandel ist sonach ein recht reger. Die Anbauflächen haben sich in fast allen Staaten seit 1883 erhöht, sie betragen nämlich in:

Table with 3 columns: Land, 1883, 1893. Rows include Deutschland, Österreich, Ungarn, Italien, Frankreich, Großbritannien, Rußland, Vereinigte Staaten von Amerika.

Wenn wir uns die Exporterträge dieser Länder 1893 ansehen: Deutschland 38,3 Mill. Tonnen, Österreich 8,3 Mill. Td., Ungarn 2,8 Mill. Td., Italien 0,8 Mill. Td., Frankreich 13,5 Mill. Td., Großbritannien 0,6 Mill. Td., Rußland 29,3 Mill. Td., die Vereinigten Staaten von Amerika 5,0 Mill. Td. Es ist es schwer zu glauben, daß Deutschland 1893 139.466 Td. einfuhrte und nur 50.115 Td. ausfuhrte. Vergleichen wir den Ertrag auf den Hektar der Anbaufläche in Kilogramm, so steht Deutschland mit 10.630 nur hinter Großbritannien und Irland mit 13.120, dann folgen Frankreich mit 8951, Rußland mit 7701, Österreich mit 7526, Ungarn mit 6064, Amerika mit 4725 und Italien mit 3948 kg. Deutschland ist somit das zweitgrößte Kartoffelbauende und zugleich konsumierende Land. Es blieben zum Verbrauch 1884/85: 18,2 Mill. Tonnen, 1893/94 aber 26,3 Mill. Tonnen. Allerdings ist die Brantmeubrennerei bei uns viel bedeutender, als in anderen Staaten, doch nimmt sie nur einen geringen Theil der Kartoffelernte, etwa 2,3 Mill. Tonnen, in Anspruch, jedoch die Kartoffel in der Ernährung der Bevölkerung im Deutschen Reich eine viel bedeutendere Rolle spielt, als in anderen Ländern. Daher erklärt sich auch, daß Deutschland kein Kartoffelproduktionsland ist, ohne dabei auszuführen, im internationalen Kartoffelhandel eine recht bedeutende Rolle zu spielen.

Deutsches Reich.

* Von der Nordlandreise des Kaisers. Während des gestrigen Tages hielt die „Hohenzollern“ bei Wolbe vor Anker. Der Kaiser nahm Vorträge entgegen. Das Wetter ist andauernd trübe und regnerisch, so daß die geplanten Landpartien voraussichtlich aufgegeben werden müssen. Heute früh findet die Zusammenkunft mit König Oskar statt, der um 9 Uhr zum ersten Frühstück an Bord der „Hohenzollern“ erwartet wird. Der König wird von seinem norwegischen Hofstaat begleitet sein. Der Abflug erfolgt nach dem Kaiser nach Beendigung des Kaisermandates, wird der Haupt- und Schiffsmanövern der Flotte betheiligen und sich zu diesem Zweck wieder an Bord der „Hohenzollern“ einschiffen.

* Fürst Bismarck hat die Absicht aufgegeben, in diesem Sommer einen längeren Aufenthalt in Paris zu nehmen, da voraussichtlich die Werke nicht ohne Nachwirkung auf seinen Gesundheitszustand bleiben dürfte.

* Wie die „Post“ hört, wird der Reichsfinanzminister Fürst Hohenhausen am 8. August Aufreise wieder verlassen.

* Aus Thorn wird gemeldet, daß gestern durch einen Kommilitar aus Berlin der Schachmeister Farin aus Mader und der Schachmeister Albrecht aus Thorn wegen Landesverrats verhaftet worden sind.

* In dem Leben in der Württembergischen Hofbuchdruckerei in Berlin ergründeten, vom Anstaltsarzt Amt herausgegebenen amtlichen Verzeichnisse der statistisch deutschen Konsumate wird auch diesmal im Interesse des Publikums herausgegeben, was es sich empfiehlt, Schreiben, in denen die amtliche Thätigkeit einer Konsumatbehörde in Anspruch genommen wird, an das betreffende Konsulat in die Adresse in lateinischer Schrift: Deutsches (General-, Vize-, Konsulat) und nicht an die Person des Stelleninhabers zu richten.

* Die Verstaatlichung der Preussischen Ludwigsbahn für der Preussischen Kammer. In der zweiten Kammer wird der Abgeordnete Schmitt (Centrum) getrennt aus, der Staatsvertrag betreffend die Verstaatlichung der Preussischen Ludwigsbahn sei eine rückständige Maßregel und laufe auf die Ausnützung der Uebermacht hinaus. Die finanzielle Seite des Vertrages sei nicht verstanden, da dessen bei Schenkungen der preussischen Eisenbahnen nichts erhobte, sondern nur zu legen müßte. Weiter beantragt daher, die Vorlage zurückzuziehen und mit der preussischen Regierung in neue Verhandlungen einzutreten, um günstiger Bedingungen zu erzielen. Der Ministerpräsident Dr. Finger befuhrwortet den Staatsvertrag mit Preußen. Die jahrelange Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ihrer Verstaatlichung habe sich jetzt noch im Hinblick auf ihre Uebernahmen gelteigert. Eine Verstaatlichung mit Preußen sei unerlässlich. Das allein Richtige bleibe eine gemeinschaftliche Verwaltung, die allerdings nicht in der Weise zu erreichen sei, daß Preußen von seiner eigenen Bahnverwaltung einen Kreis absondern solle, welchen es gemeinschaftlich mit Sachsen zu verwalten hätte. Preußen habe dessen mehr als Lohn behandelt. Vielleicht sei noch ein preussisches Zugeständnis hinsichtlich der Bezahlung der Betriebsmittel, des Baues und der Eröffnung der Nebenbahnen zu erzielen. Das beständige Bahngesetz lasse eine Selbstständigkeit aus. Finanzminister leben in der Ueberzeugung, die Ausföhrungen des Abgeordneten Schmitt und empfehle die Annahme des Vertrages. Weiterberatung morgen.

* Der Oberpräsident Berg- und Hüttenmännische Verein hat an den Minister der öffentlichen Arbeiten eine Eingabe gerichtet, welche sich mit den Bestimmungen über die Zulässigkeit der Verbindung von Eisenbahnen über das angelegte Lebergewicht hinans beschäftigt. Die gegenwärtigen Bestimmungen gehen für das Inland zur Zeit dahin, daß als zulässiges Lebergewicht ein solches von nur 2 Proz. des Eigengewichts des Wagens ist und daß, wenn dieses zulässige Gewicht bei Nachmessungen als übergriffen gefunden wird, außer der Mehrfracht eine Konventionalstrafe zu zahlen ist, welche das Doppelte der Mehrfracht beträgt, solange die Tragfähigkeit des Wagens, d. h. in der Regel rund 5 Proz. mehr als das angegriffene Lebergewicht, nicht übergriffen ist, welche dagegen das Sechsfache der Mehrfracht beträgt, wenn eine Uebergriffen der Tragfähigkeit vorliegt. Diese Bestimmungen hält der Verein für unbillig und ungesund, wenn man die verschiedenen Fehlerquellen berücksichtigen will, welche beim Nachwiegen ein bis zu 5 und noch mehr Prozent der Ladung betragendes Lebergewicht ohne jedes Verschulden des Abnehmers zur Folge haben können bezw. von vornherein die Verladung eines mehrprozentigen Lebergewichtes erfordern, wenn anders nicht der Empfänger zu wenig Kohlen erhalten soll. Die Fehlerquellen liegen einmal in der Unfrümmigkeit der Tara, d. h. des an den Staatsbahnhöfen angebrachten Eigengewichts derselben. Viehigentlich ist schon konstatiert, daß das letztere nicht mit dem wirklichen Gewicht übereinstimmt, was vermuthlich auf Reparaturen zurückzuführen ist. Sodann ist eine Fehlerquelle die Ungenauigkeit dieser auf den Wägen zur Verwendung gelangenden Waagen. Auch die Möglichkeit, daß durch atmosphärische Bedingungen ein zu geringfügig richtiges Gewicht um bis zu 5 Proz. mehr unterwegs erhöht wird, ist zu berücksichtigen. Es ist nöthig, schon auf der Grube ein Lebergewicht auszugeben, umso mehr, weil unterwegs auch Gewichtsverluste, die einige Prozent

Pico de Diabo.

Es wurde aus dem letzten brasilianischen Bürgerkrieg. Von der Hofenstadt Baranaga des südräussischen Staates Barana führt seit 1885 eine Eisenbahn nach Curitiba, der Hauptstadt des genannten Staates. Eine französische Gesellschaft hat dieselbe gebaut. Deutsche Ingenieure jedoch haben wieder dabei mitgeholfen und auch hier wie an vielen Orten in der weiten Welt räumliches Zeugnis für deutsches Können und vor Allen für deutsche Gewissenhaftigkeit abgelegt. Sogar der Name des Fürsten Bismarck hat bei dem Bau dieser Bahn eine Rolle gespielt, und wenn es dem Leser nicht zu sehr abstoßt zu lesen scheint, sei es kurz erzählt. Zur Markierung eines Punktes bei Feststellung der Bahnlinie von den Ingenieuren gebraucht. Es wollte aber den aus Brasilianern, Negern, Mulatten, Italienern, Polen u. A. nicht zusammengeführten Arbeitern nicht gelingen werden. Man hatte es schließlich mit dem Namen „Bismarck“. Ein finstlicher Kopf gebrauchte dies Wort einige Mal dafür, es fand Anklang, weil Allen bekannt, und so hörte man Monate lang Ausrufe wie diese: „Seh' mal hier einen Bismarck hin!“ „Schlag' mal dort einen Bismarck ein!“ u. s. w. Nachdem die Bahn das Hüfendal in einer Breite von etwa 40 Kilometer durchzogen, überwindet sie in einer Vereinigung der Klüften und felsenbedeckten Bänken auf engem Raume die Serra do Mar. Weder Ostwärts noch Westwärts konnten wir später imponieren, wenn ich sie, was die felsenbedeckte Klüften betrifft, hiermit verglich. Muth, auf dieser Bahn zu fahren, besonders bei großem Regen, gab mir wenigstens, und ich glaube auch vielen Anderen, nur der beruhigende Gedanke, daß deutsche Gewissenhaftigkeit auf's Feinste über die so heisse Bahn wachte. Heute ist es ein Leptiger, Herr P. L., der, mitten im Gebirge haltend, das veranwortungsvolle Amt des Chefs der Linie vertritt. Eine besonders romantische, idyllische Partie führt Bahn ist die Stelle, wo sie sich am Pico de Diabo durch die Felsen brängt. Diese Stelle erinnert seit nun bald zwei Jahren an eine unheimliche Begebenheit.

Es war im Jahre 1894, hier im Frühjahr, dort im Winter, daß die Unzufriedenheit mit dem damaligen, heute nicht mehr unter den Lebenden weisenden Präsidenten der brasilianischen Republik, Petrólo (sprich Peischo) zum offenen Aufstande und Bürgerkrieg führte. Wie es hier, sollte endlich die drückende Militärrückständigkeit entfernt und Volksherrschaft an deren Stelle gesetzt werden. Der Verlauf dieses „Krieges“ zu verfolgen, ist nicht unsere Aufgabe. Wir nehmen nur das heraus, was uns hier angeht. Im Laufe des Krieges wurde Curitiba von den dort garnisonirten Truppen erobert, weil deren Gegenwart an anderen Orten nothwendiger erschien. Dadurch wurde es dem von Seiten kommenden „Heer“ der Aufständischen leicht, die Stadt einzunehmen. Das „Heer“ bestand aus etlichen Hunderten Partisanen. Der Anblick, welchen die Arbeiter dort, war ein wunderbarer, selbst für brasilianische Augen, was schon viel bezaubert will. Ergrüßt und abgetrieben waren die Pferde, was in Anbetracht des langen Maraches und der in den Verhältnissen begründeten mangelhaften Ernährung wohl zu erklären war. Aber diese Reiter, die Bringer der Freiheit! Uniform und regelrechte Waffen besaßen nur wenige. Die gewöhnliche Waffe war eine Lanze, d. h. eine höhere Stange mit einem an der Spitze roh befestigten Messer. Dazu kamen dann noch Schiefengewehre von allen Größen, Arten und Zeiten. Noch origineller waren die „Uniformen“. Einige trugen Strohhüte oder Hülfen, andere Mägen als Kopfbedeckung, wieder Aender nichts. Einige trugen nur Unterhosen und Hemd, und freckten nach brasilianischer Sitte die Füße barfuß in den Bügel. Um die vorhandenen Hüte war hellenweise ein Band geschlungen mit einer „freibeitlichen“ Aufschrift. Trotz dieses wenig Vertrauen erweckenden Aufgebens wurden die Reiter, als Vertreter eines ungewöhnlich richtigen Gedankens, von Vielen mit Freuden begrüßt. Nur stellte sich bald heraus, daß sie ihre Ideen wenig würdig vertraten, was bekanntlich sich öfters bei den Generalpräsidenten der Freiheit zeigt. Wirkliche Wunderungen sind weniger vorgekommen, auch keine Gewaltthaten gegen das Leben. Aber sich zu „completieren“ hielten die gestimmten Krieger natürlich für ihre Pflicht. Und dabei nahmen sie keine Rücksicht. So wurden zuerst die abgetriebenen Gule verabschiedet und Umlauf bei etlichen Pferdehändlern gehalten. Man nahm ihnen weg, was man brauchen konnte und es

fand sich viel Brauchbares. Der Wagen wollte nach langer Einbeziehung auch kein Pferd. Oben fanden sich Genü. Ein deutscher Viehhändler hatte gerade ein sehr edles junges Kuh. Er bot den Hungriren drei fette Ochsen, wie sie ihm nur das für seine Fucht wertvolle Vieh lassen wollten. Kalkfäule erwiderten sie: Sie möchten auch dieses Fleisch mal gerne kosten. Der Deutsche war übrigens brasilianischer Bürger, wie die meisten seiner Landsleute dafelbst. Mit jedem geraubten Pferde und Ochsen sank das Quecksilber der Sympathie einen Grad tiefer, bis es schließlich unter Null kam. Was ferner zum Kriegfluten gehört, nämlich Geld, wußten natürlich auch die Aufständischen und sie ließen die Einwohner von Curitiba nicht lange in Unkosten darüber. Sie ermunterten eine Kommission von fünfzehn angesehenen und geschäftsfähigen Brasilianern, theils Kaufleuten, theils Beamten, um durch ihre Vermittelung einen Kriegskontribution von den Bewohnern der Stadt einzutreiben. Die Kommission geforderte natürlich dem Zwange. Die Summe, welche verlangt wurde, ich glaube, es waren 500.000 Milreis (nach dem Werthe eben so viel Mark entsprechend) kam bald zusammen. Welche bösen Folgen dies Geschäft für sie haben sollte, ahnten die fünf Männer jener Kommission wohl schwerlich. Sie waren sich nicht bewußt, Strafbare begangen zu haben. Hätten sie es vorangelegen, wie ihr Thun ausgelegt würde in der Folge, so hätten sie die Zeit benutzt, sich in Sicherheit zu bringen. Doch wir wollen nicht vorreifen. Der Gang der Ereignisse, der sich hier in den nachhabenden Präsidenten günstig gestaltete, brachte es mit sich, daß die Aufständischen Curitiba räumten. Unbemerkt zogen sie ab. Die Regierungstruppen besetzten wieder die Stadt. Diejenigen, welche zu offen mit den Aufständigen Gemeinschaft gemacht hatten und deshalb für ihr Leben fürchteten, flüchteten in's Innere oder lieber gleich weiter nach Buenos-Ayres über die Grenze. Die Männer jener Kommission blieben, weil sie sich nichts vorzuerwerfen hatten. Sie hatten sich aber getraut, ihre Verhaftung war eine der ersten Thaten der wieder zur Macht gekommenen Regierung. Das Urtheil war bald gesprochen. Wie es begründet wurde, brang natürlich nicht die Öffentlichkeit. Die ganze Angelegenheit wurde auf's Geheimste betrieben. Der Spruch lautete auf Tod.



[Nachdruck verboten.]

Auf Grünweide.

10) Roman v. S. Palmé-Payſen.

Auf der Terrasse hatte ſich nach Marietta's Entfernung das Geſpräch ſofort auf den Brief gelenkt. Annette wies auf einen Geirathsantrag hin, gerade in dem Augenblicke, als die Landrätſin zurückkehrte. Hermine that ſehr erſchrocken.

„Mein Gott,“ rief ſie, „an den Namen Heilwig habe ich nicht gedacht, ſonſt hätte ich keinen Scherz aus der Ueberlieferung des Briefes gemacht. Ich habe ein ſo ſchlechtes Ramenge-dächtniß.“

Ein Blick traf ſie aus Reimers ſtahlblauem Auge. — Marietta hätte das ihrige davor geſenkt, Hermine begegnete demſelben mit der heiterſten Sicherheit. „Warum ſoll auch gerade das S. mit jenem Namen identiſch ſein?“ fügte ſie zweifelnd hinzu.

„Tritt doch aus Deiner Reſerve heraus, Reimer,“ bat Annette.

„Ich kann nicht wünſchen, dieſe Angelegenheit zu einem Theegeſpräch zu machen,“ erwiderte der Gutsherr mit der ihm eigenen beſtimmten Kürze, welche Annette ſo wenig chevalereſt fand, die dem Thema indeſſen ſofort ſeine Erlebigung gab.

XIV.

Reimer ſuchte nach der Abendmahlzeit ſogleich ſein Zimmer auf, um das empfangene Schreiben zu leſen. Der Inhalt war kürzeſten und wider Erwarten ganz anderen Inhaltes, als Alle angenommen. Dennoch verſant Reimer in langes und ernſtes Nachdenken. Er rang augenſcheinlich mit einem Entſchluff. Endlich begab er ſich ins Parterre, dann ſogleich in den Garten, als er ſein Mündel in dieſen hineingehen ſah.

Der große, hinter dem Thurne liegende Garten wurde der Breite nach durch einen tiefliegenden Graben mit klarem, flieſſenden Waſſer durchſchnitten. Steil aufwärts ſtieg von beiden Seiten ein kurzgeſchnittener Wieſendamm in die Höhe, hier und dort durch zierliche Brücken die Gartentheile verbindend. Der erſte, dem Hauſe nächſt liegende, verrieth durch glattgeſchorene Raſen, Blumenanlagen, prächtige geradſtämmige Bäume, Bosquets und verſchnittene Taguſſhecken das künſtleriſche Geſchick der Gärtnerhand, — der andere, weiter zurüchliegende die üppige, frei ſich entfaltende Natur in dichten Laubgängen eines ſchattigen Buchenwäldchens.

Der Abend war wundervoll. Jaſmin und Syringen ſtrömten ihre Düfte aus, leiſe rieſelte das Waſſer über die Steine des Randes und außer der Nachtigall und der ruhelos liſpelnden Eſpe hörte man weder Wiſſeltrauſchen noch Vogel-laute. Das Purpurroth des Abendlichtes hatte ſich langſam in ein ſchimmerndes Gold gewandelt, bald aber bezeichnete nur noch ein mattgelber Schein am Horizont die Stelle, wo es glüht.

Marietta lehnte, in Gedanken verloren, an einem Brückengeländer und blickte faſt erſchreckt auf, als Reimer plözlich vor ihr ſtand. Etwas in ſeinen Mienen und in ſeinem Weſen verrieth ihr, daß es der Vormund war, der mit ihr zu ſprechen wünſchte. Sie erklärte ſich klopfenden Herzens zu dem von ihm vorgeschlagenen Spaziergang durch den Garten bereit.

„Die unliebſame Wendung, die unſer Geſpräch vorhin genommen“, begann Reimer, nachdem Beide einen Augenblick ſchweigend nebeneinander hergegangen, „hätte mich veranlaßt, eine Begegnung mit Dir gerade dieſen Abend zu vermeiden —“

Er ſtockte und wußte nicht recht, wie er die zu beſprechenden delikate Angelegenheit einleiten ſollte. Niemals zuvor hatten ſich ihm ſeine Vormundspflichten ſo peinlich fühlbar gemacht, als eben jezt.

„Du wünſcheſt wahrſcheinlich, über den eben erhaltenen Brief Rückſprache mit mir zu nehmen,“ bemerkte Marietta mit dem ihr eigenen Freimuth, „damit kommſt Du meinen eigenen Wünſchen entgegen, denn daß derſelbe mit dem Namen Benno v. Heilwig unterzeichnet iſt, darf ich wohl annehmen.“

„Es iſt ſo, und dieſe ſchnelle und richtige Folgerung iſt mir ein Beweis, daß es in der That nothwendig iſt, mit Dir über eine Angelegenheit zu reden, die ich eigentlich durch Deine Entfernung aus L. als beſeitigt betrachtet habe.“

Ein luſtiges, ſpöttiſches Lächeln zuckte um Marietta's Lippen.

Reimer fuhr fort: „Ich meine Deine Bekanntschaft oder, gerader geſagt, wie ich es lieber thue, das Verhältniß zwiſchen Dir und dem Herrn von Heilwig.“

„Ein Verhältniß? Nun ja, wie man's nehmen will. Die Profeſſorin wird geplaudert haben. Vielleicht weißt Du's aus dem heutigen Briefe. Was für ein wichtiges Geheimniß enthält denn derſelbe, um dieſe feierliche Unterredung herbeigeführt zu haben?“ Sie ſuchte ihre Erregtheit hinwegzuſcherzen.

„Etwas ganz anderes, als Du vielleicht annimmſt. Herr von Heilwig — derſelbe iſt als Rittmeiſter in unſere Nachbarſtadt N. verſetzt — wünſcht ſich brieflich über — meine Reit-perde zu orientiren, um darnach einen Ankauf hierorts perſönlich vorzunehmen.“

Marietta ſah ihren Vormund ganz verdußt an, dann brach ſie in ein heiteres Gelächter aus.

„Du ſcheiñſt die Sache ſcherzhaf zu nehmen.“

„Ich lache nicht über die Sache, über die durchſichtige Diplomatie lache ich.“

„Nun ja, darüber wünſchte ich eingehend mit Dir zu reden.“

„So rede,“ antwortete ſie, nun wieder ihre trozige, herausfordernde Miene aufſetzend, mit der ſie ihm gegenüber ihren Willen durchzuſetzen ſtrebte.

„Ich nehme an,“ ſprach Reimer, „daß Dir die Abſichten jenes Herrn nicht unbekannt ſind.“

„Unbekannt!“ wiederholte ſie und in der Erinnerung der ihr einſt widerfahrenen Beleidigung, die ſie ihrem Vormund nicht vergeihen konnte, antwortete ſie voll bitterer Ironie: „Herr von Heilwig hatte den Muth, ſich mit mir „ein Kreuz für's Leben“ aufzubürden und hat mir dieſe Abſicht in Form eines Antrages ſeiner Zeit ſehr deutlich dargethan.“

Reimer verbarg ſein Erſtaunen nicht und die Bitterkeit in ihren Worten ließ er nicht ohne Abſicht unbedacht. „So,“ ſprach er gedehnt, „das iſt etwas Anderes. Ich gedachte, dem Dffizier nur dann die gewünschte Beziehung mit uns zu vermitteln, wenn dies mit Deinem Wunſche übereinſtimmt; denn, daß ich Dir's offen bekenne, dem Urtheil der Profeſſorin traute ich nach den gemachten Mittheilungen keine Kompetenz mehr zu, wünſchte jezt ſelbſt zu urtheilen, in Deinem Intereſſe, Marietta, weil ich meine, daß ein eigenes Heimweſen und ein charakterfeſter Mann, wenn Du ſeines Herzens verſichert biſt, Dir eine Garantie zum Glücke bietet, welche die vortrefflichſte Penſionsanſtalt nicht zu geben vermag. Deine Erklärung ändert die Sachlage, ich werde dem Dffizier ſchreiben, daß — ich keine Reit-perde zu verkaufen habe.“

„Verzeihung,“ nahm ſie raſch das Wort, „Du ließeſt mich nicht ausreden. Ich möchte Dir jezt auch erklären, warum ich damals die mir angetragene Hand abgelehnt. Nein, abgelehnt, darf ich nicht einmal ſagen, denn ich bemerkte Herrn v. Heilwig, daß ich ihn nicht genugsam kennen gelernt, un der ernſten Frage

so schnelle Antwort geben zu können. Außerdem," fuhr Marietta fort, indem sie an jene phantastischen Wünsche dachte, dermaleinst als Stern am Kunsthimmel glänzen zu dürfen, an alle die drängenden, ehrgeizigen Ruhmeshoffnungen, die fast ihre besseren Regungen überwuchert, wenn Keimer nicht so energisch die gift-auffprossende Saat zertreten — „außerdem belebte mich damals noch ein unbezwinglicher Freiheitsdrang und der Wunsch, eine Künstlerin zu werden. Die Abreise von L., die Trennung von Herrn von Heilwig war mir willkommen. Damals kannte ich ja Dich noch nicht," sprach sie, tief aufathmend, „nicht, was es heißt, täglich, stündlich unter der Leitung eines despotischen Vormundes zu stehen, damals kannte ich keinen Zwang. Ich weiß, daß Du diesen auch über diese Verbindung ausüben kannst, die ich jetzt gelassen hin, einzugehen, um frei, frei von Dir zu werden, aber, daß Du's weißt, Onkel Keimer, hierin werde ich Mittel und Wege finden, Dir zu trotzen."

Sie hatte sich in eine leidenschaftliche Erregung hineingesprochen, bitterer Haß und Trotz bligte ihr dabei aus den schönen, zornigen Augen. Aus Keimer's Antlitz aber war jede Farbe entschwunden. Er fühlte, daß es mit seiner Beherrschung zu Ende sei, mit steigender Festigkeit sagte er: „Du willst Dich einem Manne vernählen, um — um von mir frei zu werden? Ist das Dein Ernst? Wiederhole es, ist das Dein Ernst?" „Ja, aus diesem Beweggrunde, ja," betonte sie fest, ohne wie sonst ihr Auge vor dem drohenden Blitze seines Blickes zu senken.

„Bei Gott, das sollst Du nicht nötig haben," rief er schwer athmend, „ich werde mich selbst und freiwillig von Dir frei machen."

Er verstummte plötzlich. Sie waren Beide wieder an der Brücke, von der sie den Rundgang begonnen, angelangt und Keimer's Blick fiel zufällig auf das Thurmsfenster, hinter dem auf Augenblicke die hohe Gestalt des Irren sichtbar gewesen, — eine Mahngestalt an einen Todten, welcher dereinst seines Lebens nicht geachtet, um diesen unglücklichen, geliebten Bruder den Meereswellen zu entreißen, dem er in heilig ernster Stunde in die erkaltende Hand gelobt, seines Kindes Hüter zu sein. Durfte er wortbrüchig werden, weil ihm seine Pflichten lästig und schwer gemacht wurden? Er strich mit der Hand über die Stirn, als könne er gewaltsam den Jörn fortwischen, der ihm die Stirn-ader geschwellt. Man hörte es dem abgerissenen Wortlaute an, wie schwer ihm diesmal der Kampf mit seinen Empfindungen wurde.

„Mein Gott, was rede ich da —", sagte er, in gänzlich verändertem Ton, „Du hast mich heftig gemacht, Kind, und da spricht man wohl, was man bei ruhigem Blute nicht verantworten kann. Ich mich frei machen von Dir, der Tochter meines theueren Freundes! Nein, nicht eher, als bis Du in einem Gatten einen natürlichen Vormund gefunden. Dann — ja dann lege ich mein Amt mit freudiger Bereitwilligkeit nieder, denn Marietta, — Du machst mir die Ausübung desselben schwer."

Sie antwortete nicht sogleich. Mit dem ganzen Troste eines verwöhnten Kindes, dem niemals Widerstand geboten, hatte sie die anwachsende Festigkeit verfolgt, zuletzt nicht ohne ein geheimes Bangen; jetzt rang ihr die plötzliche meisterhafte Beherrschung vom Jörn zur milden Ruhe eine widerwillige Bewunderung ab.

„Ich bitte Dich," fuhr Keimer fort, „betrachte mich als Deinen Freund, nicht als einen Sittenprediger, vielleicht wird es Dir dann leichter, das Feindselige in Blick und Ton zu bekämpfen, womit Du mich noch immer zu strafen suchst."

„Wir verstehen uns nicht," sagte sie minder herb, „wir sind zu ungleiche Naturen, das ist's; in unserer Gesinnungsrichtung, in allen Fragen und Anschauungen des Lebens und in der Gesellschaft gehen wir auseinander und Du bist so wenig nachgiebig als ich."

„Ja," entgegnete er mit gezwungenem Lächeln, „wir sind wie zwei Feuersteine, gerathen sie aneinander, so sprühen sie Feuer. — Deshalb, — laß uns heute keine ernststen Lebensfragen erörtern, wir sind Beide nicht ruhig genug dazu."

„D nein," fiel sie ihm in's Wort, „ich kann Aufschub nicht leiden. Was ist überhaupt noch zu überlegen?"

„Die Beantwortung des Schreibens," antwortete Keimer finster.

„Die ergibt diese Unterredung", und rascher fuhr sie fort, „mag Herr von Heilwig, indem Du ihm Dein Haus öffnest, darin eine Aufmunterung für seine Werbung sehen."

Keimer preßte die Lippen zusammen, mechanisch streifte seine Hand von einem Strauche die Blätter, er blickte nicht auf.

„Ich bitte Dich," sprach er düsteren Tones, „bürde meiner Seele nicht die Verantwortung einer Handlung auf, die, auf Trotz und Groll gegründet, Dir selbst ein Leid werden kann, das nicht mit Thränen wegzuwaschen ist."

„Ich spreche Dich von jeder Verantwortung frei, und eine Neue fürchte ich nicht. Herr von Heilwig ist mir ein lieber Freund."

„Du glaubst also die Hoffnung, die Du ihm auf Deinen Befehl machst, erfüllen zu können?"

„Ja, warum fragst Du nochmals?"

„Nun weil," Keimer sah auf, aber sein Blick war wie nach innen gerichtet, „weil es Menschen giebt," sagte er langsam, „denen eine gestörte Jugendhoffnung das fernere Leben verleben oder — vernichten kann."

Marietta durchschauerte es bei dem seltsamen Klang dieser Worte. Sie sah flüchtig zum Thurm hinauf, dann traf ihr Blick Keimer's Antlitz, und dann war's ihr, als könne sie zum ersten Mal in diesen festen ehernen Zügen lesen — ein Schicksal lesen, das auf's Traurigste mit seinen Worten im Zusammenhange stand. Die ernste Ruhe, die sie seinem Charakter so oft zum Vorwurfe gemacht, konnte doch wohl keine Empfindungslosigkeit sein, dem widersprach das Interesse für das Schicksal Anderer und der Gefühlston, den er soeben angeschlagen und der niemals bei ihr seine Wirkung verfehlte. — Ein plötzliches Interesse erweckte in ihr, die verlebte Eitelkeit verlor den Stachel der Bitterkeit, ein milderes Denken überkam sie. — Als Keimer aber seine Frage wiederholte, ob sie bei ihrem Vorjage beharre, konnte sie es nicht über sich gewinnen, der besseren Stimme ihres Herzens Gehör zu geben. Freilich, das „Ja" trat weniger eigenwillig und etwas unsicher über ihre Lippen, aber es wurde nicht zurückgenommen. Keimer wandte sich ab.

(Fortsetzung folgt.)

Stine Andresen.

Stine Andresen ist eine friesische Bauersfrau und Professor Carl Schrattenthal in Preßburg hat ihre gesammelten Gedichte herausgegeben. Also abermals eine dichtende Bäuerin, und Schrattenthal — natürlich — ihr Impresario! Seit der Mädchenchulbirektor a. D. Albrecht Goerth, der Verfasser von „Studium der Lyrik," von „Erziehung oder Ausbildung der Mädchen" u. s. w., in seinem epochemachenden Werke „Lyrisch-Schwärmerei, Afterslyrik und Blaustrumpftum" der von Schrattenthal in die Literatur eingeführten ostpreussischen Bäuerin Johanna Ambrosius, deren Gedichte jetzt wohl in 26. Auflage die weite Welt durchwandern, den Lorbeertranz vom Haupte gerissen und kritisch zerplüct hat, muß man auf solch' ablehnend-beispöttliche Interjektion schon gefaßt sein. Aber gemacht! Ganz abgesehen von der Kontroverse über Johanna Ambrosius, die noch nicht abgeschlossen ist — in Stine Andresen haben wir es nicht mit einer Poetin zu thun, die der Preßburger Literaturhistoriker erst entdeckt hätte, sie ist der deutschen Lesewelt bereits vorthellhaft bekannt durch die erstmalige Edition ihrer Gedichte, welche Dr. Gerber im Jahre 1893 besorgt hat, sie ist beifällig von der Kritik begrüßt worden und Schrattenthal nimmt nur das Verdienst in Anspruch, die nöthig gewordene zweite Ausgabe ihrer Gedichte, welche er durch einzelne Nummern vermehrt hat, gewissenhaft besorgt und damit einen echt menschenfreundlichen, von edler Gesinnung zeugenden Zweck verbunden zu haben.

Wer das schöne Talent der nordischen Dichterin bereits hat schätzen lernen, aber auch wer vorläufig nur auf Treu und Glauben unsere Versicherung himmelt, daß sie thatächlich eine Dichterin, und nicht der schlechtesten eine ist, wird zweifellos mit aufrichtiger Theilnahme von dem schweren Verhängnis hören, das über die einst so schaffensfrohe und zukunftsreudig den Pilgerstab vorwärts setzende Poetin gekommen ist, ein Loos, das ihr durch den pekuniären Ertrag ihrer Geistesproduktionen etwas leichter gestaltet werden soll. Schon dieser eine Zweck rechtfertigt ein näheres Eingehen auf die dichterischen Gaben der talent- und charaktervollen Friesin.

Stine Andresen ist am 23. September 1849 auf der kleinen Insel Jöhr, jenem winzigen, wogenumbrandeten Eiland an der Küste der jütischen Halbinsel geboren, auf einem Flecken Erde, der fruchtbar und freundlich, von echt deutschem Menschenschlag bewohnt, von uralten Sagen umwooben, gleich den bekannten Halligen, in absehbarer Zeit von den nagenden Fluthen der Nordsee verschlungen sein wird — kommenden Geschlechtern selbst nur eine Saee, eine dämmernde Erinnerung! Eines ihrer

„bürde
Handlung
ein Leid
und eine
ein lieber
men Besitz
wie nach
langsam,
verleiden
ung dieser
traf ihr
sie zum
Schicksal
menhenge
oft zum
slosigkeit
Anderer
niemals
erache
schel der
immer aber
e, konnte
me ihres
ger eigen-
rde nicht

„schönsten Lieber, ja das schönste vielleicht hat die Dichterin, deren
ausgeprägter Heimathssinn und schwärmerische Vaterlandsliebe zu
ihren so ungemein sympathisch berührenden echt deutschen
Charakterzügen gehört, fimpert schon halb zerfallenen Scholle ge-
widmet. Sie singt ebenso schlicht wie tiefergreifend von ihrem
Heimathlande:

Heut stand ich wieder dort am Strand und schaute
Hinaus aufs Meer und lauschte seinem Klang,
Das, unterbrochen auch von keinem Laute,
Mir seine schwermüth'svolle Weise sang.

Da seh' ich — mich beschlichen bange Schauer —
Um mich nur Bilder der Vergänglichkeit,
Das Ländchen, ach! — ich denke dran mit Trauer,
Daß schußlos es dem Untergang geweiht.

Sein Ufer ist zerklüftet und zerissen,
Die Welle tollt ins Land mit gier'ger Lust,
Als sehne sich das Meer, es zu umschließen
Und wild hinabzugieh'n an seine Brust.

Wie fragte noch? — Wer löst der Zukunft Siegel
Dem Fragen den, daß sie ihm Antwort deut!
Denn unaufhaltsam regt die mächt'gen Flügel
Die große Weltverwandlerin, die Zeit!

Aber mit welcher Innigkeit, mit welch anklammernder Liebe
und echt nordischer Fähigkeit hängt die Friesin an diesem bischen
„Hallige Hoog"! Wir können uns nicht verjagen, ihren Heimath's-
Herzensgruß hier wiederzugeben:

Dem Weltmarkt fern und seinem bunten Leben
Liegt, im Gewande unscheinbar und schlicht,
Ein Land, der Meereswelle preisgegeben,
Die schäumend sich an seinen Ufern bricht.

Treu werd' ich meine Liebe stets bewahren
Dem kleinen, meerumtauchten Inselband,
Es ist das Land, wo einst vor vielen Jahren
Die Wiege meiner theuren Mutter stand.

Wo ihr des Lebens schönster Frühling'morgen
Gelacht, wo Elternliebe sie umfing,
Und wo in Särgen sie ihr Glück geborgen,
Als heimath'slos sie in die Fremde ging.

Scheint auch ein Fleckchen Erde so verlassen,
So klein und unbedeutend unsrem Blick,
Es kann das tiefste Menschenelend fassen
Und tragen kann's das höchste Edenglück.

Stines erste Jugend war, wenn auch nicht von lauter
Sonnenschein umfluthet, doch auch nicht von den Sorgen der
Armuth umbüfter. Ihre Eltern erfreuten sich einer gewissen
B Wohlhabenheit und thaten nach Kräften für die Kinder. Der
Vater Jürgen Erich Jürgens war ein tüchtiger Landwirth, der
sich gehörig rührte, aber durch Fleiß und eiserne Ausdauer es
auch zu etwas brachte. Dabei war er, trotz schwerer Tagesarbeit,
guter Vektüre an langen Winterabenden nicht abhold, ja, er galt
als sehr belehnt und die Führer Nachbarn wußten, daß, wenn
sie einmal ein gutes Buch lesen wollten, sie nur zu Erich Jürgens
zu gehen brauchten.

Kein Wunder, daß die geistig regsamen, sichtlich begabte Stine
bald heimisch in der „Bibliothek“ des Vaters wurde, daß sie
besonderen Gefallen an Gedichten fand und die Lust in ihr er-
wachte, zu singen und zu sagen, was sie empfand und was ihr
Innerstes, das von jeher auf einen ernstn Afford gestimmt
war, bewegte. Früh schon hat sie den Ernst des Leben kennen
gelernt. Erst sechzehn Jahr war sie alt, als man ihre geliebte
Mutter zur ewigen Ruhe bettete; es war ein harter Schlag für
die Familie, obwohl der gute Vater ihr noch bis zum Jahre
1887 erhalten blieb. Sie hat fest an Weiden geblieben, sie innig
verehrt und geliebt, das zeigt ihre Frage an einen der Heimath
untrau Gewordenen.

Umschwebt Dich nie in jenen fernen Zonen
Der Mutter Bild, der besten aller Frauen?
Ist Liebe Dir und Pflichtgefühl erstorben,
Bist Du verdorben?

Des Vaters Wesen, edel, schlicht und bieder,
Das treue Herz der Freunde und der Brüder,
Die einst mit Dir am trauten Herd gesehen,
Hast Du's vergessen?

Aber zu noch ergreifenderem Ausdruck kommt die Mutter-
liebe in dem kaum übertroffenen „Mein Talisman“, aus dem
nur folgende wenige Strophen mitgetheilt seien:

Ein einzig Dulden war Dein Leben;
Stets sah ich, wie Du littest auch,

Ein Lächeln Deinen Mund umschweben,
Den Lächeln berührt des Todes Hauch.

Und als Du schied'st aus unsrer Mitte
Und wir umstanden Dich so früh,
Da war noch Deine liebe Bitte:
D hab' Dich immer, immer lieb!

Wie ist mir tief ins Herz gedrungen,
O Mutter, dies Dein letztes Wort;
Und mir im Leben oft erklingen,
Mich schützend, wie ein treuer Hort. — —

Stine's Bruder, der erst studiren wollte, dann aber doch
Landmann wurde, heirathete ihre Jugendfreundin, starb aber
bald, die Wittwe mit einem Töchterlein zurücklassend. Ihre
Schwester, welche die Frau eines Bäckers wurde, lebte auch
nicht lange — so blieb sie denn allein und reichte, fünf-
undzwanzig Jahr alt, ihrem nun auch schon heimgegangenen
Gatten Emil Andresen die Hand zum ehelichen Bunde.

Sie hat Alles, was das Schicksal ihr und ihren Lieben
brachte und was es ihr und ihnen nahm, im Lied verewigt
und dabei stets den rechten Ton getroffen. Die Freundin
tröstet sie:

Ist auch Dein Herz noch immer nicht genesen,
Daß seinen Schmerz es gänzlich überwind',
Der Himmel ist doch gnädig Dir gewesen,
Du hast ja noch Dein Kleinod, hast — Dein Kind!

Im „Haus am Strande“ giebt sie der innigen, treuge-
meinten Liebe des künftigen Gatten herzgewinnenden Ausdruck,
wenn sie singt:

Du stilles Haus am Strande,
Ich lieb mein liebstes Gut
Auf diesem Edenlande
In Deiner treuen Hut;
Nicht länger will ich säumen,
S' noch verrinnt das Jahr,
Dirgit Du in Deinen Räumen
Will's Gott, ein selig Paar.

Und dem todtten Gatten sind folgende tiefempfundene, schöne
Strophen „Allein geblieben“ gesendet:

Sie trugen Dich hinaus, ich blieb in Thränen
Allein zurück im iden stillen Haus;
Darnieder liegt mein Wünschen und mein Sehnen
Nach künft'gem Glück, — sie trugen Dich hinaus.

Mag nun in Trümmern um mich der zerfallen
Und untergeh'n in Roder Schutt und Graus
Die Stätte, die ich einst geliebt vor allen
Was kummert's mich, — sie trugen Dich hinaus!

Im Jahre 1894 starb Stine's Gatte, nachdem sie mit ihm
— sie hatten ein Mühlenanwesen gekauft — Glück und Unglück-
hoffnung und schwere Sorgen getheilt, ihr Heirathsgut der Un-
gunst der Zeit zum Opfer gefallen und schwere Krankheit einge-
kehrt war, vor welcher der geliebte Mann nicht mehr erliefen
sollte. Nun schritt das Unglück schnell. Die tief im Inneren
verwundete, körperlich schwache Stine vermochte unter der Wucht
der schweren Schicksalsschläge, der Entfagungen und Ent-
täuschungen, welche den kühnen Flügelschlag ihrer Seele zu Boden
drückten, nicht Stand zu halten, sie wurde schwermüthig,
mußte Alles aus der Hand geben, ja sie mußte sehen, wie ihre
Mühle am Meeresstrande, an der sie so sehr geblieben, unterm
Preis verkauft wurde. Was sie einst einem Gemüthsranken ge-
lungen, das galt jetzt für sie:

Es halten oft Gedanken, schwer und düster,
Gleich Furien mein armes Herz umkrallt;
In jedem Laute hör' ich ihr Geflüster,
Sie jagen sich in schredlicher Gestalt.
Und in den Händen berg' ich mein Gestalt;
Ich möchte weinen und ich kann es nicht.

Es kann mein schweres Haupt sich nicht erheben,
Mir ist's, als wär' mein Dasein ganz verfehlt.
Umsonst mein Wirken und umsonst mein Leben,
Verlassen ich von Gott und aller Welt.
Lied' fehlt dem Herzen und der Seele Licht,
Ich möchte sterben und Gott will es nicht.

Jetzt ist Stine Andresen von ihrer schweren Gemüthsfrank-
heit genesen — ob auf die Dauer, vermögen wir nicht zu sagen
— aber sie befindet sich in tiefster Armuth. Sie begab sich, da
sie ihrer schwächlichen Konstitution wegen zu körperlicher Arbeit
unfähig war, in den Schutz ihrer Schwägerin, und es bleibt nun

noch die Hoffnung, durch den Ertrag der zweiten Ausgabe ihrer Dichtungen und voraussichtlich auch noch weiterer Neuauflagen soviel zu erreichen, daß sie, was der edle Schrattenthal ins Auge gefaßt hat, sich eine kleine Heimstätte für die Tage ihres Alters gründen und ohne Sorge leben kann. Die deutsche Kaiserin hat Stine Andrefsen bei ihrem Besuch der entlegenen Insel gesprochen und ihr viel Lob über ihr schönes Talent zu Theil werden lassen, der berühmte Rechtslehrer und Publizist Franz v. Holzendorff hat ihren Gedichten Gerechtigkeit widerfahren lassen und vor Jahren schon an eine Herausgabe derselben gedacht und der casche Verkauf der ersten Ausgabe der „gesammelten Gedichte“ spricht in gleicher Weise dafür, daß man es mit einer nicht ungewöhnlichen Erscheinung zu thun hat.

Wir verhehlen es uns und Anderen durchaus nicht, daß man es in Stine Andrefsen nur mit einem hervorragenden Talent, nicht mit einem Genieus, wie er, trotz aller Gegenversicherungen zumächstiger Literaturhistoriker, uns in Johanna Ambrosius erschienen ist, zu thun haben. Manches, was man des Druckes für werth gehalten, ist hausbacken, prosaisch, in der Form unbeholfen und es fehlt fast durchweg der große, hinreißende Zug. Allein allen ihren Gedichten eignet doch eine seltene Ursprünglichkeit der Empfindung, sie ist stets wahr und ungekünstelt, die Afforde, die sie anspricht, ergreifen das Herz und werden es stets ergreifen, so lange sie erklingen — das wird jedenfalls so lange sein, als deutsches Familienleben noch seine wunderbare Poesie in sich selbst trägt — und ob der Meeresstrand und das ewige Meer je naturwahrer und in wärmeren Tönen besungen worden sind, wird immer die Frage bleiben. Wir könnten noch ganze Seiten füllen mit Citaten aus Stine's Gedichten, die entschieden werth sind, daß sie bleibendes Eigenthum unseres deutschen Volkes werden — in ihrer Heimath werden sie viel gesungen und manche sind auch schon in Musik gesetzt —, aber wir denken, daß das in ihren Lebenslauf Eingelochene genügen wird, der friesischen Tochter in Apoll die Herzen unserer Leser zu gewinnen und zum Erwerb ihrer Dichtungen anzuweisen. Sie sind unter dem Titel: „Gesammelte Gedichte von Stine Andrefsen, herausgegeben von R. Schrattenthal (2. vermehrte Auflage)“ mit wohl gelungenem Portrait der Dichterin aus ihrer besseren Zeit und hübschen Textillustrationen von Max Rüdiger, in Vielsele in der Schriftverlagsanstalt der Anstalt Bethel (1896) erschienen und wir hoffen, recht bald die dritte und wohl auch noch weitere Auflagen zu erleben, und wir hoffen kaum vergebens, wenn der freudige Leser den Wunsch der Dichterin erfüllt, mit dem sie ihr Buch begleitet:

Wenn drin verflochtene Gedanken
Sich in Dein Leben, Hoffen, Lieben,
Verwandt, vertraut hinübertanken,
Dann ist es nicht umsonst geschrieben.

Und wo im Liederkranz, dem schlichten,
Dich Blüthen weniger entzücken,
Da, hoff' ich, wirst Du milde rüthen,
Und nicht den ganzen Kranz zerpfücken.

Allerlei.

Kampf mit Alligatoren. In den Zeitungen wurde vor einiger Zeit von einem Kampfe berichtet, den der bekannte Thierhändler Karl Hagenbeck in Hamburg in seinem Thierpark mit einem Krokodil gehabt, welcher wohl beweist, daß das Hagenbeck'sche Geschäft kein ungefährliches ist und daß solche Zwischenfälle an der Tagesordnung sind. Einem Mitarbeiter der „Ball-Mall-Budget“, der Herrn Hagenbeck bei seiner Anwesenheit in London im Jahre 1891, in welchem die große Thiergruppe im Krystall-Palast ebenso große Sensation erregte wie später in Chicago und jetzt im Vergnügungspark der Berliner Gewerbe-Ausstellung, fragte, ob in all' den Jahren beim Verladen und Entladen, Füttern und Behandeln der Thiere nicht öfter solche Unfälle vorgekommen, antwortete Herr Hagenbeck: „Nicht ein einziger. Jede nur mögliche Vorsichtsmaßregel ist getroffen, um Unfälle zu verhüten, und nicht nur allein aus humanen Gründen, sondern einfach von geschäftlichen Gesichtspunkten aus. Wo würde mein Ruf bleiben, wenn meine Leute beschädigt oder gar getödtet würden? Ich persönlich jedoch habe fast unaufhörlich solche Unfälle gehabt; einer der schlimmsten, denke ich, ereignete sich vor ein paar Jahren, als ich damit beschäftigt war, eine Kiste Alligatoren auszuwickeln. Es waren zwölf Stück in einem Kasten und sollten aus demselben heraus und in einen anderen Kasten gelegt werden. Dies ist natürlich keine angenehme Beschäftigung, aber im Laufe der Zeit wird man es gewohnt. Drei hatte ich glücklich in den neuen Behälter überführt. Der Dritte

war unruhig, ich konnte ihn nicht zu fassen bekommen, die Aebriegen wurden aufgeregter, und alle acht zusammen, sich krümmend und windend und ihre furchtbaren Rachen auf- und zuklappend, gaben ein grauenhaftes Bild. Als ich gerade dachte, ich hätte den Durschen festgenommen, glitt mein Fuß aus und ich fiel so recht mitten zwischen die Gesellschaft. Ich muß gestehen, daß mir später das Bild zu Eis erstarrete, wenn ich an den Vorfall dachte, aber in jenem Augenblick war ich vollkommen ruhig und schnellte in die Höhe wie ein Gummiball. Das Einzige, thätlich nur das Einzige, was einen in solchen Zufällen retten kann, ist ruhig bleiben. Ruhig Blut, das ist das Geheimniß.“ — „Ein anderes Mal hatte ich acht Riesenschlangen in einem Käfig. Einige von ihnen sollten versandt werden und ich war damit beschäftigt, sie in einen anderen Käfig zu bringen. Plötzlich entfiel mir mein Hut, mitten zwischen sie, und eine der Schlangen attackirte ihn sogleich mit ihren Fangzähnen. Während ich mich nun bemühte, meinen Hut wieder zu erlangen, begann eine andere dieser Bestien sich um mein Bein zu wickeln. Und da stand ich nun, mit der einen um meinen Hut streifend, während die andere langsam auf meinen Körper kroch! Natürlich ließ ich sofort, als ich Letzteres bemerkte, den Hut fahren und hielt das andere Unthier fest, aber die erste Schlange ließ den Hut ebenfalls fahren und wandte sich gegen mich. Eine volle Viertelstunde war ich allein mit den Bestien, mit der einen Hand die eine Schlange daran verhängend, meinen Körper zu erreichen, mit der anderen Hand die andere Schlange haltend, die mein Bein attackirte. Riesenschlangen sind nicht giftig, ihre Gefährlichkeit liegt in ihrer ungeheuren Stärke, und diese waren alle ausgewachsene Schlangen von 16 oder 17 Fuß Länge! So lange als sie nur ein Glied umschlangen, können sie wenig Böses zufügen, natürlich sie quetschen einen so, daß man es noch wochenlang nachher in den Knochen fühlt, sobald sie jedoch sich rund um den ganzen Körper wickeln, gefährden sie das Leben. Sie können die Knochen nicht brechen, aber sie können ohne Schwierigkeit die Rippen eindrücken. Schließlich kam Hilfe und befreite mich aus meiner unangenehmen Lage. Um sich ein Bild von der Größe jener Schlange zu machen, die mein Bein umschlang, erwähne ich, daß sie an demselben Tage fünf Lämmer verschlang, eins nach dem andern, und dann tagelang ruhig lag, sie verdauend.“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Der große Krieg von 1870/71 ist reich an fürchterlichen Episoden. Die blutigsten aber sind wohl bei Weisburg vorgekommen, als Bataillons des V. Armeekorps in heftigem Kampfe gegen das mit Turkos reich gesegnete 1. Algerische Tirailleur-Regiment standen. Insbesondere hatte die erste Kompanie unseres braven 47. Regiments eine schwere Aufgabe zu erfüllen: das von den Turkos nahe verteidigte Bahnhofgebäude zu erobern. Wesentliche Verdienste erwarb sich um die Einnahme des stark befestigten Hauses der damalige Sergeant Karl Haue. In der 11. Lieferung der neuen Subskriptionsausgabe des tief in's Volk gedungenen, ausgezeichneten und auch vom Kaiser mit höchstem Interesse gelesenen und ungemein beifällig aufgenommenen Werkes: „Kriegs-Erinnerungen: Wir wir unser Eisernes Kreuz erwarben.“ Nach persönlichen Berichten bearbeitet von Friedr. Freiherr von Dillage-Campe, General-Lieutenant z. D. Selbstverlebens, Illustrirt von ersten deutschen Künstlern, Berlin, Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong u. C.“ wird Haue's Tapferkeit in passendster Weise geschildert. „Vorwärts drang Haue mit seinen Musketieren — aber mit fanatischer Wuth warfen sich ihm die Afrikaner entgegen. Im furchtbaren Handgemenge macht der Sergeant — Allen zum Beispiele — Plaz. Was er nicht niederschlägt, wird entworfen. Von Raum zu Raum rückt der Besieger vor, — überall neuem Widerstand belegend. „Diable d'un jayard!“ ruft ihm der französische Offizier der Afrikaner entgegen und will eben den Revolver auf den Sergeanten abdrücken, als ein Musketier ihm das Bajonnet in das Herz stieß. Mit Zähnen wehren sich noch die Ueberwundenen, nachdem ihnen die Waffen genommen sind. Endlich ist die blutige Arbeit beendet. Nicht ein Mann der Besatzung war entkommen. Niedergeschlagen mit dem Kolben, von Bajonetten durchbohrt oder gefangen, das war ihr Loos. Haue erhebt für seine todesmuthige Tapferkeit das Eiserne Kreuz und wurde später nach Versailles befohlen. Solche leuchtenden Proben des höchsten Mannesmuthes theilt Heft 11 des vollstümlichen, trefflichen Werkes in Menge mit. Höchstes Lob verdienen auch die Illustrationen. Neben den Bildnissen zahlreicher Ritter des Eisernen Kreuzes werden zahlreiche Gefechte und Episoden des Kampfes mit höchster Lebendigkeit veranschaulicht. Ein Meisterwerk farbiger Facsimile-Holzschnitte ist die Darstellung von L. Bug: „Die Batterie Kriebel bei Beaugenc.“ So vorzüglich ist dieser farbige Holzschnitt, daß man ihn einzeln und als Zimmer schmuck verwenden kann. Der billige Preis der zweiten auf 20 Lieferungen à 50 Pfennig bemessenen Subskriptionsauflage ermöglicht ihre Anschaffung auch den weniger Bemittelten. Ein empfehlenswerthes, von echt patriotischem Geiste getragenes Werk ist es, das in keiner Schüler- und Hausbibliothek fehlen sollte.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Hiebel, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

171.

10)

Auf
sprach
antrag
b
kehrte.

„Me
nicht
geda
des Brie
dächtniß.“

Ein
Marietta
selben
gerade
d
zweifeln

„Tri
Annette.

„Ich
Theegepr
eigenen
fand, die

Rein

auf, im
kürzesten
angenom
Nachdenk
Endlich
als er sei

Der

Breite
den Wa
Seiten
dort dur
erste, dem

Kafen, B
und versch
hand, —

entfaltend
wäldchens

Der
strömten
die Stein
kispelnden
laute. D

in ein
nur noch
geglüht.

Mar
geländer
ih stand.

verrieth
wünschte.
vorgeschla

„Die
genommen
blick ich
anlaßt, e

meiden